

## Bücherrevue

Marius Reiser,

**Bologna: Anfang und Ende der Universität,**

Verlag des Deutschen Hochschulverbandes, 2010, 160 Seiten, 14,90 Euro.

ISBN 978-3-924066-92-5

Der Autor Marius Reiser (geb. 1954), der 1991 dem Ruf auf eine Professur für Neues Testament am Fachbereich Katholische Theologie der Universität Mainz gefolgt war, gab seine Professur im Frühjahr 2009 an das Rheinland-Pfälzische Wissenschaftsministerium zurück, um ein persönliches Zeugnis gegen den sogenannten Bologna-Prozeß abzulegen.

Der Essay ist in zehn, etwa gleich lange Kapitel gegliedert.

1. Eingestimmt mit einer Parodie auf die biblische Weihnachtsgeschichte erfährt der Leser viel Wissenswertes über die Genese des Bologna-Prozesses. Der Autor untermauert die Fakten mit zahlreichen Hinweisen auf weiterführende Literatur, in denen der angeblich unumkehrbare, durch nichts aufzuhaltende Bologna-Prozeß in Frage gestellt und die demokratisch nicht legitimierten Initiatoren der begonnenen Revolution des deutschen Hochschulwesens entlarvt werden.

2. Grundstürzende Veränderungen wurden den Universitäten abverlangt, und zwar noch bevor überzeugende konzeptionelle Vorstellungen entwickelt, im Modell erprobt und die Konsequenzen im öffentlichen Diskurs erwogen worden waren. Hybris, Ignoranz und Verantwortungslosigkeit der Umstürzler bestimmten ihr Handeln, geblendet und verführt von der Wahnidee „Siehe, wir machen alles neu!“ – das Ziel des Studiums, die Struktur des Studiums, die Studienabschlüsse, die Struktur der Hochschulverwaltung.

3. Hinter dem „Bekenntnis zur Bologna-Reform“, das die Betreiber des Umsturzes, die wie Priester eines neuen Kults agieren, beseelt, nimmt Marius Reiser den „heilige Gral in Gestalt des Nürnberger Trichters“ wahr. Eine Standardisierung auf niedrigem Niveau wird die unausbleibliche Folge sein. Das aber ist die Hauptgefahr für die Kultur und die intellektuelle Freiheit Europas, was der Brite Gilbert Keith Chesterton schon 1927 in aller Klarheit prognostizierte.

**4. Jede menschliche Kultur beginnt mit Sprache, und unsere Sprache verrät uns!**

Reiser analysiert die nebelchwadenartige Ausdrucksweise der Bologna-Dokumente im Sinne von George Orwells „Newspeak“ und „Doublethink“. Eingehend erläutert werden die begrifflichen Umdeutungen der Wortinhalte von „Reform“, „Freiheit“, „Autonomie“, „Exzellenz“, „lebenslanges Lernen“, „Wissen“ und „Wissenschaft“.

**5. Geld regiert die Welt! Der Bologna-Prozeß zielt auf eine Ausrichtung der Universitäten auf die An- und Herausforderungen des Marktes. Weg vom Bildungsauftrag des Staates, hin zur Orientierung an Kundenwünschen. Das marktorientierte Bildungssystem geht von einem Bild des Menschen aus, welches ihn zum „Humankapital“ erniedrigt. Reiser begründet, daß dieses primitive Menschenbild nicht nur mit dem christlichen unvereinbar ist, sondern auch hinter die vorchristliche Antike zurückfällt.**

**6. Was ist der Mensch? Reiser erinnert an die antiken Sophisten, die nutzbare Kenntnisse als Weg zum Erfolg feilboten, und an Platons Bild des Menschen als eines Wahrheitssuchers, das in seiner Vernunftnatur angelegt ist. Bei Humboldt kommt die personale Freiheit des Individuums hinzu, die seine Würde, d.h. nach traditionell christlicher Auffassung seine Gottebenbildlichkeit, begründet. Die Bologna-Befürworter setzen die sophistische Tradition fort.**

**7. Von Platon zu Humboldt. Dem platonischen Vorbild folgend steht in Humboldts Universitätskonzept nicht die Nützlichkeit einer soliden Berufsausbildung im Vordergrund, sondern das zweckfreie gemeinsame Forschen von Lehrenden und Lernenden in Muße und Geselligkeit, in der der Einzelne in persönlicher Freiheit sein Wesen entfalten und seine Welterfahrung klären kann.**

**8. John Henry Newmans Universitätskonzept – in Deutschland wenig bekannt – wird dankenswerterweise recht ausführlich behandelt. Newmans Universität ist der Hort der „intellectual culture“, zu deutsch: der Geisteskultur. Nicht um Wissensvermittlung - wie es auf den Schulen aller Art notwendig und geboten ist - gehe es, sondern um Geistesbildung, die zum Erkennen von Gründen und Zusammenhängen befähigt. Die Wahrheitssuche liefere das einigende Band für die verschiedenen universitären Disziplinen. Eine Universität dürfe nicht als Ausbildungsstätte für die unterschiedlichen Berufe konzipiert werden, nicht eine Vereinigung von Berufsfachschulen sein, nicht den volkswirtschaftlichen Nutzen zu ihrer Devise machen. – In heutiger Perspektive: Die Bologna-Prozeß-Protagonisten streben solche Ausbildungsstätten an, die Newman als Gegenmodell zu seinem Universitätskonzept beschreibt.**

9. Die klassische Erkenntnis „Universitas semper reformanda“ hat nichts an Aktualität verloren, doch vonnöten ist eine ‚Re-Formation‘ der Universität im Geiste einer Rückbesinnung auf und Orientierung an ihrer eigentlichen „Aufgabe, die Wahrheit in der Gemeinschaft von Forschern und Studenten zu suchen“ (Karl Jaspers). Dazu macht Reiser konkrete Vorschläge, insbes.

- a) weniger Universitätsstudenten und bessere universitäre Studierfähigkeit
- b) gute Allgemeinbildung, insbesondere Spracherziehung
- c) Rücknahme aller Bologna-Maßnahmen (Zielvereinbarungen, Hochschulräte, Akkreditierungswesen, Zwangsmodularisierungen)
- d) Wiederherstellung der tradierten akademischen Selbstverwaltung

Falls das nicht möglich ist, sollte man auf die Bezeichnung „Universität“ künftig ganz verzichten.

10. Unter der Überschrift „Einigkeit und Recht und Freiheit“ beklagt der Autor das Versagen der deutschen Universitätsprofessoren, die in ihrer überwiegenden Mehrheit nicht genügend Mut gezeigt haben, um die im deutschen Grundgesetz, Art. 5 (3), verbürgten Freiheitsrechte von Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre zu verteidigen. Ein paar von den wenigen Kollegen, die nicht uninteressiert oder feige geschwiegen haben, werden genannt.

Schließlich wird der Papst mit seiner Rede vor Akademikern auf der Prager Burg am 27. Sept. 2009 zitiert: „...Das Konzept einer integralen Bildung, die auf der Einheit des auf der Wahrheit gegründeten Wissens basiert, muß wiedergewonnen werden. Es dient als Gegengewicht zu der in der heutigen Gesellschaft so augenscheinlichen Tendenz zur Fragmentierung des Wissens. Die massive Zunahme von Information und Technologie bringt die Versuchung mit sich, die Vernunft vom Streben nach Wahrheit loszulösen. Abgetrennt von der grundlegenden menschlichen Ausrichtung auf die Wahrheit, beginnt die Vernunft jedoch, die Richtung zu verlieren...“

Das Buch schildert auf überzeugende Weise in sprachlich geschliffener Form die heutige Misere der deutschen Universitäten. Die gut belegten historischen Bezüge lassen die revolutionäre Tendenz des sogenannten Bologna-Prozesses deutlich erkennen.

Reisers Essay sollte zur Pflichtlektüre für jeden werden, dem das Schicksal der deutschen Universitäten nicht gleichgültig ist.

*Kurt Reinschke*

Michael Felten,

**Auf die Lehrer kommt es an! Für eine Rückkehr der Pädagogik in die Schule,**

Gütersloh/München, 2010, 16,90 Euro. ISBN 987-3-579-06882-4

Aus der Definition von Unterricht als „organisierter Weitergabe kultureller Errungenschaften“ (S. 29) leitet Felten Merkmale für guten Unterricht und für die charakteristischen Eigenschaften eines guten Lehrers ab.

Dem Schüler sind zwei Arten von „Zumutungen“ abzuverlangen: Er muß sich „auf soziale Regeln einstellen“ und er muß „Mühen aushalten“ lernen (S.40/41).; denn es geht um „gelingende Teilhabe am späteren gesellschaftlichen Leben“.

Dabei muß der Lehrer mit „herzlicher Strenge“ agieren. Er leistet „Überbrückungsarbeit zwischen Jugendsphäre und Bildungswelt“. Er ist demnach nicht nur „individueller Entwicklungshelfer, sondern auch gesellschaftlicher Interpretationsbeistand“.

Felten überschreibt das erste Kapitel seines Buches mit „Pädagogisch: Das Führen beleben“ (S. 23 –50). Dieses Postulat wird vor dem Hintergrund der modernen Erziehungsproblematik umfassend begründet. Im zweiten Kapitel heißt die Forderung: „Methodisch: auf das Wesentliche besinnen“ (S. 51- 110). Hier begründet Felten zunächst seine These, daß „die größten Unterrichtsstörungen durch falsche Unterrichtsformen“ hervorgerufen werden und konstatiert eine verbreitete „antipädagogische Hoffnungslosigkeit“ als Folge einer „pädagogischen Deregulation“.

Im Unterabschnitt über das „Lob der Lehrersteuerung“ zeigt Felten, wie sich – gerade im Wissen um Unvollkommenheiten von Unterricht und Erziehung und der in diesem Beziehungsgefüge handelnden Personen – Orientierung für geschickte Führung und Betreuung gewinnen läßt. Es geht ihm darum, den „beziehungshaften Aspekt des Unterrichts professionell zu handhaben“.

Der Autor bleibt nicht thetisch. Sein Buch ist angereichert mit Beispielen und enthält jede Menge Vorschläge für eine erstrebenswerte Praxis. Zum Thema „individuelle Förderung“ stellt er (wirklich haarsträubenden) Zitaten aus dem „Wörterbuch pädagogischer Technokraten“ (sprich: aus Erlassen und Verfügungen) eigene, zunächst bescheiden anmutende Anregungen gegenüber, die aber wahrscheinlich wirklich „ohne größere institutionelle Umwälzungen durchführbar“ und deshalb erfolgversprechend sind.

Im Schlußabschnitt wird deutlich, was man nach Meinung des Autors unter „pädagogischem Eros“ verstehen sollte (in aller Unschuld verwendet der Autor einen Begriff, der inzwischen seine Unschuld verloren hat). Wie er ihn interpretiert, zeigt Felten am Beispiel zweier Filme, die offensichtlich eindrucksvoll beeindruckendes pädagogisches Wirken anschaulich machen. Hieran könne man ablesen, was den Lehrer als guten Pädagogen ausmache. Der gute Lehrer sei „ein konfliktfähiger Meister des beziehungsreichen Unterrichtens“ (S. 180/ 181). Felten singt in dieser Passage „das Hohelied des gemeinen Lehrers“, der als Menschenbildner viel Glück in seiner Arbeit finde. Allerdings wisse der Lehrer nie, ob seine Saat aufgehe. In dieser

Unsicherheit sei für die Berufsgruppe der Lehrer „die öffentliche Anerkennung“ so wichtig. Diese sollte ihn im „kontinuierlichen Alltagsgeschäft“, in dem es wahrlich nicht nur Höhepunkte gebe, begleiten.

Man liest das Buch, zumal als Lehrer, gern und empfiehlt es gern zur Lektüre.

Es gibt vielerlei Anregungen für eine reflektierte Gestaltung des pädagogischen Handelns und macht auch sensibel für die vordergründig unsichtbaren, aber wirkmächtigen Determinanten in einer gegebenen Erziehungssituation, vor allem in Kapitel 3, das überschrieben ist mit: „Pädagogisch: Um Verstehen bemühen“ (S.111 –174).

Ob allerdings der (durchaus angebrachten) Wertschätzung der Individualpsychologie Adlers und in dessen Nachfolge Dreikurs´ ein so überragender Stellenwert zugestanden werden muß, daß ihre Kenntnis geradezu als „conditio, sine qua non“ für guten Unterricht gefordert wird, ist aber doch die Frage. Der Lehrer ist rasch überfordert, wenn er in derart intensiver Weise alle biographischen und familiären Hintergründe der Schülerinnen und Schüler, die er unterrichtet, erforschen und auswerten soll, sogar wenn er es will. In Einzelfällen mag das notwendig und hilfreich sein, aber die Kenntnisdefizite, die in dieser Beziehung angesichts der Menge von Schülern, mit denen er zu tun hat, unvermeidlich sind, müssen ihn dennoch nicht hindern, seinen Unterricht methodisch angemessen, inhaltlich anspruchsvoll und auf der individuellen und kommunikativen Ebene einfühlsam, gerecht und human zu gestalten.

Um diese pädagogische Kompetenz zu erlangen und zu formen, bietet beispielsweise Feltens Buch selbst dem Interessierten reiche Unterstützung, zumal es auch konkrete Hinweise enthält wie man sich sachkundig fortbilden kann.

*Winfried Holzapfel*

Weitere Einblicke gewährt die Homepage des Verfassers: [www.eltern-lehrer-fragen.de](http://www.eltern-lehrer-fragen.de)

Günter Paulus,

**Vom Ausverkauf zum Aufschwung Ost. Deutsch-deutsche Erfahrungen, gesehen mit westdeutschen Augen,**

Halle/Saale, Projekte-Verlag, 2007, 2 Bde., Bd. 1 (540 S.), Bd. 2 (530 S.), geb., zus. 48,50 EURO.  
ISBN 978-3-86634-326-9

Günter Paulus (\* 1942, Fürth), Jurist, ein wacher, gut beobachtender Bürger, legt achtzehn Jahre nach der Vereinigung eine deutsche Nachkriegsgeschichte in zwei Bänden vor. Eingebettet in seinen persönlichen Werdegang vom Gymnasiasten über den Erlanger Verbindungsstudenten zum Aufbauhelfer nach 1990 reichert er seine „deutsch-deutschen Erfahrungen, gesehen mit westdeutschen Augen“ mit Erzählungen, historischen Dokumenten an, die zum Teil unveröffentlicht sind.

Es ist ein sehr persönliches Werk, das seinem inneren Motiv Raum gibt: dazu gehören seine Ersterfahrungen zur historisch-politischen Bildung an den Merckdaten der Nachkriegsgeschichte (1953-1968), seine berufliche Orientierung, die ihm als Juristen eine

sehr differenzierte Sicht auf Verfassungs- und Gesetzestexte in beiden deutschen Staaten und den politischen Alltag in Ost und West eröffnete. Glaubhaft stellt Paulus dar, daß ihn die „Liebe zum Vaterland geführt“ habe und hierin auch das Motiv für seine Aufbauhilfe nach 1989/90 zu sehen sei.

Sein Blick auf die deutsche Nachkriegsgeschichte ist insgesamt kritisch, die Fakten scharf beobachtet, in der Wertung wird genau unterschieden, überlegt geurteilt und aufgeklärt (so Dr. Hermann Hanschel). Der Autor bringt Zeitzeugen aus Ost und West in ihren Erfahrungen zusammen – aus Sachsen-Anhalt als Referatsleiter im Ministerium für Arbeit und Soziales, als EU-Monitor für Rechts- und Wirtschaftsfragen (Kroatien), später verantwortlich für die brandenburgische Kommune Lauchhammer zu Fragen des Kommunalrechts und der Wirtschaftsförderung.

### **Viele Mosaiksteine in einem umfangreichen Werk**

Günter Paulus hat ein umfangreiches Werk aus vielen Mosaiksteinen zusammengefügt: er bietet Grundinformationen zur SBZ/DDR, bietet Einblick in die Entwicklung der Ereignisse zwischen dem 9. November 1989 und dem 3. Oktober 1990 als den schönsten Daten der deutschen Geschichte nach 1945, reflektiert über die Akteure des Vereinigungsprozesses und ihre Motive, u.a. am Beispiel der Regierung von Lothar de Maizière (Einigungsvertrag, Zwei-plus-Vier-Verhandlungen), bietet landeskundliches und regionalgeschichtliches Grundwissen über die östlichen Bundesländer als Kernländer der deutschen Geschichte (auch anhand von Städteportraits zwischen Rügen und Thüringer Wald).

Sein besonderes Interesse gilt der Eisenbahngeschichte „auf getrennten Gleisen“ (Deutsche Reichsbahn, Deutsche Bahn) und den Verkehrsprojekten zur deutschen Einheit (Schiene, Straßen, Wasser- und Luftwege) und – für den ehemaligen Fußballpräsidenten der Spielvereinigung Fürth (1972/80; heute „Greuther Fürth“) – dem Sport, aber auch „Deutsch-deutschen Sprachverwirrungen“ (DDR-Fachbegriffe, Sprachwandel nach der „Wende“).

Seine Quintessenz gilt der Aufbauleistung Ost: von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen bis zur Restaurierung von Stadtensembles, den hohen Erwartungen an Helmut Kohls „blühende Landschaften“ und der realistischen Einschätzung von „Besserwessis“ und „Jammerossis“ mit ihrer Perspektive „rückschauender Verklärung“. Paulus zitiert den Sächsischen Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf, der bereits am 09. Juli 1992 die Aufbauarbeit Ost als gesamtstaatliche Aufgabe ersten Ranges bezeichnet hatte – von der West und Ost auf mittlere und lange Sicht profitierten.

Zusammenwachsen ist die Voraussetzung für unser Zusammenleben in Frieden und Freiheit, das dem deutschen Volk Richtschnur und Maß für eine gute Zukunft ist – vgl. das Leitbild unserer Nationalhymne. – Günter Paulus bietet dem engagierten Geschichts- und Sozialkunde-, aber auch dem Geographielehrer nicht nur einen Erzählband, sondern Handbuchwissen in gut lesbarer Form.

*Willi Eisele*

Jürgen Werbick,

**Gott verbindlich. Eine theologische Gotteslehre,**

Freiburg im Breisgau: Herder 2007; 670 S.; ISBN 978-3-451-29379-5; 45 Euro.

Mit diesem Buch hat Jürgen Werbick, Professor für Fundamentaltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster, ein nicht nur vom Umfang her beeindruckendes Werk zur Gotteslehre vorgelegt, das seine These bereits im Titel zum Ausdruck bringt: „Gott verbindlich“.

### **Verbindliches Sprechen von Gott und Unbegreiflichkeit Gottes**

Dabei nimmt Werbick mögliche Einwände in seiner Einleitung vorweg, indem er fragt, ob es überhaupt so etwas geben könne wie eine „Gottes-Lehre“, ja: ob es dies überhaupt geben dürfe. Ist es etwa so, daß „hier jemand, der es zu wissen meint, andere darüber belehren (scil. will; K. T.), wie es sich mit Gott und den ‚göttlichen Dingen‘ verhält – und wie man sich deshalb Gott gegenüber sachgerecht zu verhalten hat?“ (S. 9)

Es macht das Buch glaubwürdig, wenn der Autor diesen Einwand vorwegnimmt, doch gerät Werbick an keiner Stelle in die Gefahr eines besserwisserischen Belehrens. Im Gegenteil: Er nimmt den interessierten Leser mit auf eine Reise durch theologische Landschaften von beeindruckender Komplexität, die Werbick mit nicht ermüdender Differenziertheit und Präzision zu erklären versteht. Bei allem steht im Zentrum, „nach guten Gründen dafür zu suchen, warum die geteilte Glaubensüberzeugung nicht nur eine beliebige Meinung ist“, sondern eben mit einer gewissen Verbindlichkeit einhergeht (vgl. S. 11). Auf diesem Weg der theologischen Reflexion kann Werbicks Buch eine „gute Begleitung“ sein, „damit er nicht in den Abgrund der Fanatismen führt, bei denen es ja immer um alles oder nichts geht“ (S. 12).

Werbicks Ziel ist es zu zeigen, wie „der biblisch-christliche Gottesglaube zu einer verbindlichen Sprache findet und wie von dieser Sprache verantwortlich Gebrauch zu machen ist“. Denn: Verbindliches Sprechen von Gott könne „nicht im Ungefähren und Unbestimmten bleiben“ (S. 14). Doch zugleich müsse es „sich (...) immer wieder neu darüber Rechenschaft geben, wie unendlich weit es hinter dem zurückbleibt, was es hervorgerufen hat – hinter dem, Der es dazu ruft, sich nach Seiner Zukunft auszustrecken“ (ebd.).

Es ist diese Differenziertheit, die Werbicks Buch bemerkenswert macht: Auf der einen Seite steht der Anspruch nach Verbindlichkeit, auf der anderen Seite führt diese nicht zu einer falschen Sicherheit. So erstaunt es nicht, wenn man Werbicks Ausführungen zu Gottes Namen liest: Die feststellend-konstatierende Sprache vermag über Gott nichts auszusagen (vgl. S. 24), dagegen ist die preisende Anrede „ergriffen von dem, den sie lobpreist“ (S. 27).

Die im Staunen wahrgenommene und in der Verzweiflung erlittene Unbegreiflichkeit Gottes könne „vom Gott-Erkennen nicht eingeholt, gar überholt werden“ (S. 38). Treffend schreibt Werbick: Gott „bleibt der Herr derer, die Ihn kennenlernen dürfen, und holt sie auf die Wege, auf denen sie die Spuren seines ‚Vorübergangs‘ lesen und deuten lernen“ (ebd.).

## Begründbarkeit statt Beliebigkeit der Gottrede

Doch ist es diese „doxologische Situiertheit der Vernunft“, das „preisende Bei-Gott-Sein“ als Voraussetzung und Vorgabe, „der die menschliche Vernunft auf den Spuren des Glaubens nach-denkt“, die heute angesichts der epistemischen Einstellungen von Moderne und Postmoderne nicht mehr ohne weiteres angenommen werden kann (vgl. 43). Das Bekenntnis ist vielmehr durch die „Selbstermächtigung der Vernunft“ abgelöst worden, die der Mensch immer mehr „zur letzten Instanz“ erhoben hat, die auch die Bedeutung Gottes noch autonom beurteilen will (vgl. ebd.).

Man könnte dem entgegen, indem man sich auf „die eigene Betroffenheit“ beruft und diese „zur radikal-subjektiven Norm der Beziehung zum Unbedingten“ erhebt, sodaß jede Begründbarkeit des eigenen Bekenntnisses von vornherein ausscheiden müßte (vgl. S. 73). – Das wäre die Empfehlung des amerikanischen Philosophen Richard Rorty, der dies im Blick auf liebende und glaubende Menschen geäußert hat: Ihre Vergewisserung liege „jenseits der Reichweite nicht nur von Beweis und Argument, sondern auch von diskursivem Denken“ (Rorty; dazu: S. 75).

Jedoch: Die daraus resultierende Beliebigkeit stünde „in einem merkwürdigen Kontrast zu der außerordentlichen, ja letztgültigen Wichtigkeit und Bedeutsamkeit, die das Bekenntnis zum Ausdruck bringen will“. Sollte etwa dasjenige, „wovon ich mich unbedingt in Anspruch nehmen lasse“, „nicht weiter begründungsbedürftig“ sein (vgl. S. 73)? Muß ich nicht prüfen, „ob es mich zu Recht unbedingt angehen darf und auf Tod und Leben herausfordert“ (ebd.)? Zudem geht die oben erwähnte subjektivistische Auffassung davon aus, daß sich die religiöse Überzeugung allein auf die individuell subjektive Welt beziehe, weshalb es „wenig sinnvoll“ sei, den Unterschied, ob ich eine bestimmte religiöse Überzeugung teile oder nicht, „zum Gegenstand wahrheitsorientierter Diskurse und einer gemeinschaftlichen Vergewisserung zu machen“ (S. 76).

Allerdings reagiert Werbick zu Recht mit dem Einwand, daß es sich bei der im Glauben ergriffenen Gottesbeziehung um eine „inklusive Beziehung“ handelt, die andere – im Unterschied zur Liebesbeziehung – einbezieht, nicht exkludiert (vgl. S. 77). Glaubende stehen mithin immer wieder neu vor der Frage, „ob diese Beziehung zu einer für sie letztgültigen Wirklichkeit sich vor anderen Menschen und gegen ihre Einrede verantworten läßt“ (ebd.). Warum also sollten nicht „die Gründe für oder gegen den jeweiligen Gottesglauben durchaus vernünftig beurteilt werden können“ (S. 79)?

## Gotteserkenntnis aus der Teilnehmerperspektive

Hier hat auch die Theologie ihre Auffassung seit der Mitte des 20. Jahrhunderts zunehmend revidiert: Aussagen des Glaubens und der Theologie werden nicht mehr vorrangig als „Erklärungen von Erfahrungsgegebenheiten“ verstanden, weil sie dies gerade nicht sein wollen; so habe sich die Theologie, was ihre Berufung auf „übernatürlich verursachte“ Wunder“ betrifft, „in beschämende Rückzugsgefechte verwickelt“ (S. 82). Folglich handelt es sich bei religiösen Überzeugungen nicht in erster Linie „um objektive Gegebenheiten“, sondern vor allem um „subjektive bzw. intersubjektive Wahrnehmungen, Einstellungen oder Optionen“ (S. 83).

So betrachtet, erklärt Gotteserkenntnis „nichts an und in der Welt“, sondern sie sieht – gewissermaßen sub specie aeternitatis – „dieser Welt und den in ihr Lebenden“ an, „was sie sein sollen, was ihnen zugefügt und vorenthalten wird“ (S. 130). Mit ihr lassen sich die Dynamiken erkennen, „die diese Welt und das Leben in ihr nicht so sein lassen, wie es nach Gottes gutem Willen sein soll“, und Unwahrheit wird „im Licht der Wahrheit“ erkannt (vgl. ebd.).

Freilich: Das Besondere und Herausfordernde besteht darin, daß sich Gottes Wahrheit „nur in der ‚Teilnehmerperspektive‘“ zu erschließen vermag, „also niemals abgelöst von der metaphorisch artikulierten Zeugnissprache“ (S. 137).

In dieser Weise ist es vernünftig, an Gottes Verlässlichkeit und Wahrheit zu glauben, doch kann die Vernunft diesen Glauben „nicht hinreichend begründen und ihn auch nicht aus sich selbst verbürgen“ (S. 139). Dies kann nur „der grundlose Grund“ selbst, dessen Erfahrung dem Einzelnen zuteil wird wie ein unerwartetes Geschenk, mit dem man nicht gerechnet hat und das deshalb Staunen hervorruft. Und dieser grundlose Grund ist seiner Erfahrungsdimension wegen mehr als ein Begriff, er ist ein Name, der – darauf habe ich oben bereits hingewiesen – doxologisch angerufen werden kann (vgl. ebd.).

### **Gegen eine Verabsolutierung der Erfahrungsdimension**

Besonders hervorzuheben ist, daß Werbick sich auch auf aktuelle Diskussionen einläßt, wie zum Beispiel auf die Auseinandersetzung um den Benediktiner und Zen-Meister Willigis Jäger, der, aus der Erfahrungsdimension kommend, gegenüber dem „biblische(n) Heilsgeschichts-Dualismus“ (S. 181) an der „Symphonie des Einen und Ganzen“ (Jäger) festhalten will (zum Ganzen: S. 180-189).

Zu Recht weist Werbick auf die Problematik hin, die daraus entstehen kann, wenn der Erfahrungsbezug verabsolutiert wird: Sobald derjenige, der etwas erfahren hat, behauptet, sich auf einer höheren Ebene zu befinden, die sich argumentativ nicht erreichen lasse, gerät dieser seinerseits in die Gefahr, seine Erfahrungsdimension absolut zu setzen und alle anderen Weisen der Annäherung an das Transzendente demgegenüber gering zu schätzen (vgl. S. 223; Fn. 180). Davor muß sich auch der gegenwärtige Mystikdiskurs hüten; denn damit würde er den Sinn seiner eigenen Erfahrung verraten, die nicht auf das Ego zielt, sondern auf den unsagbaren Grund von allem.

### **Ein Gott für die Menschen**

Werbick ist es in seinem Buch stets um die Frage zu tun, „wofür die Erfahrungen mit Jesus, dem Christus, sprechen, was sie theologisch bedeuten“ (S. 559). Denn eine christliche Gotteslehre muß einsichtig machen, wie es gedacht und ausgedrückt werden kann, daß Gott mit den Menschen ist, ohne sich selbst aufzugeben, damit diese „am göttlichen Leben teilhaben können“ (S. 560). Dieser Frage widmet sich Werbick im letzten Kapitel, in dem es um die Trinitätslehre geht, die nicht „in der Beobachterperspektive gleichsam deskriptiv über Gott“ sprechen will, sondern von ihm Zeugnis geben und das Bezeugte bedenken will: Gott ist derjenige, der sich den Menschen heilsgeschichtlich als der erschließt, der er wirklich ist (vgl. 614).

## Fazit

Auch wenn an dieser Stelle nur einige Aspekte erwähnt werden konnten, ist deutlich geworden, mit welcher Differenziertheit, argumentativen Kraft und Klarheit der Darstellung Werbick in seiner „Gotteslehre“ vorgeht. Das Buch sei daher allen empfohlen, die sich über heutige theologisch-systematische Diskurse angemessen und höchst kompetent informieren wollen.

*Klaus Thomalla*

René Girard / Gianni Vattimo,

### **Christentum und Relativismus,**

eingeleitet und herausgegeben von Pierpaolo Antonello, übersetzt von Christine Boesten-Stengel, Freiburg im Breisgau: Herder 2008; 107 S.; ISBN 978-3-451-32076-7; 14,95 Euro.

Welche Rolle spielt die Religion in der Epoche der Moderne beziehungsweise Postmoderne? Wie kann – so formuliert es Pierpaolo Antonello in seiner Einleitung (S. 9-22) – eine „Versöhnung zwischen Christentum und Laien, zwischen dem Relativismus der liberalen Gesellschaft und der Anerkennung der Rolle und der Bedeutung der Religionen in der öffentlichen und privaten Existenz der Individuen“ (S. 9) aussehen?

### **Zwei Stimmen im religionsphilosophischen Diskurs**

Im Blick auf diese und andere Fragen, die sich angesichts der neuen Bedeutung der Religion im philosophischen Diskurs der Gegenwart ergeben, stellt das vorliegende Buch zwei Stimmen vor, „die die Streitfelder nicht trennen, sondern verbinden“ (S. 9): den französischen Anthropologen René Girard und den italienischen Philosophen Gianni Vattimo, die in mehreren Gesprächen eine „philosophische Annäherung“ erkennen lassen (vgl. S. 10).

Dabei steht der dialogische Charakter der Begegnungen im Zentrum (vgl. S. 25-75), die beiden angefügten Essays über „Girard und Heidegger: Kénosis und Ende der Metaphysik“ von Vattimo (S. 77-85) und über „Nicht nur Interpretation, sondern auch Tatsachen“ von Girard (S. 87-107) sollen das im Dialog Erörterte noch vertiefen.

### **Der „Tod Gottes“ als Schwächung einer starken Metaphysik und als Manifestation des schuldlosen Opfers**

Wenn man bedenkt, daß für Vattimo die Rede vom Tod Gottes „eine Schwächung seiner transzendenten Macht“ bedeutet, die sich konsequenterweise in der „Destrukturierung aller ontologischen Wahrheiten“ fortsetzen müßte, so ergibt sich eine interessante Parallele zum Denken Girards, der den „Tod Gottes“ als tatsächlichen Tod „des schuldlosen Opfers

schlechthin“, das Jesus Christus ist, versteht (vgl. S. 11); im Gegensatz zu all jenen primitiven Religionen, in denen sich die Gewalttätigkeit „gegen ein Opfer wendet, das sie (scil. die gewalttätige Gemeinschaft) für schuldig hält und durch dessen Austreibung sie die soziale Ordnung wiederherstellt, die ihr so wertvoll und vorteilhaft erscheint, daß die Gemeinschaft gerade das verstoßene Opfer mit heiliger Macht ausstattet, indem sie es vergöttlicht“ (S. 26).

### **Girards These**

Das Christentum negiert gerade „diese mythische Ordnung und Lesart“, indem es „dieselbe Szene“ erzählt, allerdings „aus der Perspektive der Opfers, das stets schuldlos ist“ (S. 27). Die Folge: Es zerstört „jenen Typ von Religion, der Menschen gegen willkürlich gewählte Opfer vereint und zusammenschließt, wie dies alle Naturreligionen außerhalb der biblischen Religionen taten“ (ebd.). Der Unterschied besteht mithin darin, daß „die Mythen den Glauben der eigenen gewalttätigen Menge unkritisch übernehmen“, wogegen das Alte und das Neue Testament nach Girard dieselben Mengen denunzieren und die Verteidigung der Opfer übernehmen (vgl. S. 96). Was demnach das Christentum als wesentlichen Gedanken in die Religionsgeschichte einführt, ist ein Bewußtsein für die Schuldlosigkeit der Opfer und die „Willkür ihrer Schuldbelastung“, so zu Recht Antonello (vgl. S. 12). – Und Vattimo?

### **Vattimos Rezeption und Radikalisierung**

Er übernimmt Girards Prämisse, wie dieser sie in seinem Buch über „Das Ende der Gewalt“ (frz. 1978; dt. 1983) äußert, ergänzt sie aber um einige philosophische Implikationen, genauer: um das „Denken Heideggers über das Ende der Metaphysik und die Aufzehrung des Seins“ (S. 28).

Die Gemeinsamkeit zwischen Girard und Vattimo ist, so betrachtet, die These vom „Ende der Gewalt“, die sich in vielfältiger Weise zeigen kann: sei es im Opfermechanismus der Naturreligionen oder aber in einer starken metaphysischen Ontologie, die mit einem absoluten Wahrheitsanspruch auftritt (vgl. S. 29). Vattimo rezipiert in einem wesentlichen Aspekt Girards Überlegungen, indem er Säkularisierung „im Sinne der tatsächlichen Verwirklichung des Christentums als einer nicht opfernden Religion“ interpretiert und in seinem eigenen postmodernen Ansatz verwendet (vgl. ebd.). Insofern kann die Moderne mit ihren säkularen Implikationen im Wesentlichen als „eine Erfindung des Christentums“ verstanden werden (vgl. S. 25).

Freilich: Vattimo geht insofern noch über Girard hinaus, als daß er „viele der scheinbar anstößigen ‚Verfallserscheinungen‘ der Moderne“ positiv sieht (vgl. S. 29) und provozierend fragen kann: „Sollte nicht das Christentum etwas in die Welt eingebracht haben, das sogar den kirchlichen Apparat aufzehren müßte?“ (S. 30) Weiter heißt es: „Und wäre es also nicht von Nutzen, eine etwas weniger naturalistische, autoritäre, einschränkende und metaphysische Position vorzuschlagen?“ (S. 38). Der Zweck unseres Lebens sei ästhetisch, nicht ethisch (vgl. ebd.).

Demgegenüber hält Girard am Wahrheitsbegriff fest, wenn er betont, daß im Christentum Wahrheit und Liebe zusammen auftreten und „ein und dasselbe“ sind (vgl. S. 45). Hier enthält das Denken Vattimos, das einen Primat der Liebe gegenüber der Wahrheit ausmachen will,

für Girard „zuviel von jener spielerischen Atmosphäre der Schule“, „aus der er kam und zu der er auf Distanz ging“ (S. 37): der postmodernen Richtung.

### **Gemeinsamkeiten und Unterschiede**

Doch die Übereinstimmungen bleiben beachtlich: etwa die Überzeugung, daß die Rückkehr zur Religion damit zu tun hat, daß „alles Wissen, das man als endgültig ansah, sich als von historischen Paradigmen, von Bedingungen unterschiedlicher Natur, gesellschaftlicher, politischer, ideologischer, usw., abhängig herausstellte“. Und: „Alle wesentlichen Dinge, die unser Leben ausmachen, das heißt Empfindungen, Werte, Hoffnungen, sind nicht Gegenstand der Wissenschaft.“ (S. 39)

Größer freilich sind die Unterschiede im Blick auf die Problematik des Relativismus. Es erstaunt nicht, daß Vattimo als postmoderner Denker annimmt, „daß Gott nicht der Gehalt einer wahren Aussage“, sondern „daß er tatsächlich jemand sei, der in Jesus Christus Mensch wurde, was ein Beispiel der Nächstenliebe ist“ (S. 47).

Im Gegensatz dazu sieht Girard im Relativismus „das Ergebnis des Scheiterns der modernen Anthropologie“ (S. 48). Inwiefern? Seine Antwort: Insofern „es ihr nicht gelang, die unterschiedlichen Kulturen des Menschen als einheitliches Phänomen zu erklären“ (ebd.). Worauf Girard hier anspielt, ist Folgendes: Das Christentum enthüllt all diesen vergangenen Kulturen gegenüber, daß deren Opfer schuldlos waren, genau wie Jesus schuldlos war (vgl. S. 51). Daher kann Girard zeigen, „daß die kulturellen Unterschiede, so bezeichnend sie auf einem bestimmten Niveau auch sein mögen, auf einem anderen gar nicht bestehen“ (S. 48), nämlich auf dem, wo es darum geht, Jesus Christus als „das universale Opfer“ (S. 49) anzuerkennen, das alle angeblich schuldigen Opfer gewissermaßen durch seinen eigenen Opfergang und die dadurch ermöglichte Enthüllung des Irrtums über deren Schuld als schuldlos qualifiziert (vgl. S. 51).

### **Fazit**

Die im Buch präsentierten Gespräche zwischen Girard und Vattimo sind ein wesentlicher Beitrag zum religionsphilosophischen Diskurs der Gegenwart, der die in Deutschland um den von Jürgen Habermas geprägten Begriff der postsäkularen Gesellschaft (im Gegensatz zur rein säkularen Gesellschaft) geführte Diskussion noch um einige Elemente erweitert.

*Klaus Thomalla*

### **Lektürehinweis**

Zur Situation der Geisteswissenschaften in Forschung und Lehre. Eine Bestandsaufnahme aus der universitären Praxis / Hg. von Klaus W. Hempfer und Philipp Antony. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2009. 163 Seiten. Kart. ISBN 978-3-515-09379-8, EUR 24,90